

HEYNE <

DAS BUCH

Jahrzehntelang hat Arthur im Schatten seines vermögenden Vaters, eines berühmten Schriftstellers, gestanden. Jetzt ist der Alte tot und Arthur steinreich. Arthur genießt sein Dolce Vita in der geerbten Villa in der Provinz, wenn ihn nur nicht immer wieder die Langeweile und sexueller Frust plagen würden. Doch dann zieht die attraktive Susi ins Nachbarhaus und findet Gefallen an Arthur, der stante pede zum liebeskranken Gockel mutiert. Was aber will so eine sexy Granate mit einem Mann, Typ Versicherungsvertreter? Dass hier etwas so gar nicht mit rechten Dingen zugehen kann, entgeht Arthur in seinem Liebeswahn. Zudem scheint sein Vater zeitlebens ein schillerndes Geheimnis gehütet zu haben, das nun allmählich ans Tageslicht sickert und sehr zwielichtige Figuren anlockt. Ehe Arthur sich versieht, ist er mittendrin in einem Schlamassel internationaler Dimension. Sein einst geruhames Leben verwandelt sich in einen filmreifen, grotesken Kriminalfall. Und die öde deutsche Provinz immer mehr in einen gefährlichen Ort, wo nicht nur der sprichwörtliche tote Hund über dem Zaun hängt.

DER AUTOR

Cedric Arnold wurde am 23. November 1977 in Waldbröhl im Oberbergischen Land geboren. Er litt als Kind unter unterschiedlichen nervösen Störungen, deren Namen zu lang sind, um sie alle in diesem Text unterzubringen. Nach dem Abitur studierte er Parapsychologie und promovierte mit der Arbeit *Unmotiviertes Kichern beim Rentier*. Später machte er sich einen Namen als Motivationstrainer, bis ein Betriebsunfall diese Karriere jäh beendete: Er motivierte einen Kursteilnehmer so erfolgreich, dass dieser an einem einzigen Tag fünf Banküberfälle beging. Das vorliegende Werk wurde von führenden deutschen Literaturkritikern für das Beste seit der Erfindung des Buchdrucks befunden. Leider zogen diese kurz vor dem Erscheinungstermin ihre Namen wieder zurück.

Cedric Arnold

VOLL TREFFER

Roman

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**



Verlagsgruppe Randomhouse FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper,
Hallstavik, Schweden

Originalausgabe 01/2011
Copyright © 2011 by Cedric Arnold
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Redaktion: Lisa Kuppler
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Umschlagbild: © mauritius images/Image Source
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-43558-2

www.heyne.de

Dies ist ein Roman. Sowohl die Handlung als auch sämtliche Figuren sind frei erfunden. Wer sich in ihnen wiedererkennt, ist selbst schuld. Okay, das stimmt nicht ganz, denn eine Figur existiert tatsächlich auch in der Realität. Es handelt sich dabei um eine Person, die der Autor jeden Tag als Gottheit anbetet und vor der er sich auf diese humoristische Art verbeugt.

*Für Klaudia,
die Mutter aller Mütter.*

»Vom Feeling her hatte ich ein gutes Gefühl.«
Andreas Möller, ehemaliger deutscher Fußballer

1 KAPITEL

Als er die Augen öffnete, blickte er wie jeden Morgen auf den Mann, der, seitdem er sich entsinnen konnte, sein Leben bestimmt hatte. Natürlich sah er ihn nicht leibhaftig vor sich, es war nur eine ausgebleichene Fotografie in einem mit Blumenornamenten verschnörkelten Plastik-Stehrahmen auf dem Nachtschränkchen. Ein nussknackerhaft lachender Endsechziger mit einem eckigen Schädel und geradezu aggressiven Gesichtszügen. Er trug erstaunlich volles, doch ergrautes, kurzes Haar und offenbarte in dem aufgerissenen Mund ein makellooses Gebiss, aus dem die ebenmäßigen Zahnreihen so strahlend weiß hervorstachen wie in der Fernsehreklame. Obwohl der Bildausschnitt lediglich den Oberkörper zeigte, ahnte man, dass der Abgebildete zeit seines Lebens nie das Opfer irgendwelcher Rückenschmerzen gewesen war, weil er sich stets gerade wie ein Stock gehalten hatte. Etwas Gemeines ging von der Gestalt aus. Nicht etwas banal Gemeines, das jedem alten Knacker wegen des Neids auf die Jugend innewohnt, nein, etwas wirklich Hundsgemeines. Das Foto war irgendwann in den Neunzigern geschossen worden. Der aus vollem Herzen lachende Mann weilte seit einem Jahr nicht mehr unter den Lebenden.

Arthur Silbermann, dreiunddreißig Jahre alt und von Beruf Schriftsteller, kannte nicht viele Menschen. Doch selbst bei den wenigen, die er kannte, konnte er sich kaum vorstellen, dass auf ihren Nachtschränken ein Bild vom verstorbenen Vater stand. Vom Ehepartner vielleicht, von den Kindern und Freunden, selbst von einer verflossenen Liebschaft, das ja. Aber vom verstorbenen Vater? Die Foto-gesichter der toten Alten schmückten bei Männern seines Jahrgangs normalerweise irgendeinen grauen Winkel im Haus, eine unscheinbare Kommode im Flur oder das Beistelltischchen nebst lustigem Nippes. Der Grund für seine absonderliche Nähe zum dahingeschiedenen Erzeuger lag auch nicht darin, dass Arthur einfach keinen geliebten Menschen hatte, dessen Foto er sich stattdessen auf sein Nachtschränken hätte stellen können. Das heißt, ja gut, das entsprach nicht ganz der Wahrheit, denn er besaß ja tatsächlich keinen geliebten Menschen. In puncto Foto-auf-dem-Nachtschränken-Problematik war er von einem geliebten Menschen so weit entfernt wie der Verdurstende in der Wüste von einem Bergquell. Aber dieser Aspekt seines Lebens spielte in dem Zusammenhang überhaupt keine Rolle. Der wahre Grund, weshalb ihn sein Vater von früh auf geistig, emotional, finanziell und überhaupt stets begleitet hatte und es noch nach seinem Tod tat, lag schlicht und einfach in der Tatsache begründet, dass Johannes Silbermann ein Gott gewesen war.

Johannes Silbermann – jeder kannte den Namen. Heutzutage allerdings meist nur noch die Bewohner vom Seniorenstift, denen die Nachtschwestern unter ärgerlichen

Seufzern die Windeln wechseln mussten. Falls die Windelgewechselt überhaupt noch etwas mit den Büchern ihrer Jugendjahre anfangen konnten, geschweige denn sich an die Namen ihrer Autoren erinnerten. Doch damals, zwischen Ende der 1950er und Anfang der 1990er, hatte wohl keine einzige Buchhandlung im Lande existiert, die Silbermanns im jährlichen Rhythmus erscheinende Bücher nicht an exponierter Stelle zu kleinen Türmen oder Inseln aufgebaut hätte. Wer konnte sich nicht an die vielen etwas sperrigen, gleichwohl an geflügelte Worte gemahnenden Titel erinnern? »Weine nicht um mich, Mutter, weine um Berlin« (Der erste Roman überhaupt, der stark verklausuliert die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch die Rote Armee am Kriegsende thematisierte. Erschienen bei Wilhelm Goldmann Verlag, 1957). »Schalom heißt ich vergebe dir« (Eine kaum auszuhaltende Liebesschnulze zwischen einer Israelin im Kibbuz und einem deutschen Geschäftsmann, der im Krieg Sie-wissen-schon-was gewesen war und nun bei der offenkundig völlig bekloppten Frau Vergangenheitsbewältigung in Form pausenlosen »Beiwohnens« betreibt. Dennoch: vierhunderttausend verkaufte Exemplare. Erschienen bei Wilhelm Heyne Verlag, 1962). »Fremder, kommst du ins Negerland ... « (Damals war das böse N-Wort noch nicht verpönt gewesen. Trotzdem machte sich selbst zu dieser Zeit eine Hauptfigur, die sich in einem afrikanischen Land so fleghaft benimmt, wie sich der schlimmste Kolonialmacho nicht benommen hatte, nicht allzu gut. Aber: sechshunderttausend verkaufte Exemplare. Erschienen bei Droemer Verlag, 1964.) In den Siebzigern war Johannes Silbermann auf

den Zug der anrollenden Urlaubswelle gesprungen: »Ein Sayonara im Mandelblütenhain«, »Der letzte Matador«, »Ich, Moni und Bella Italia«. In den Achtzigern hatte er sich schließlich dem Zeitgeist gebeugt, weil die Bücher nicht mehr so gut liefen. »Ein Super-GAU kommt selten allein«, »Auch die Russen haben ihre Kinder lieb«. (Eine Anspielung auf den NATO-Doppelbeschluss und die Aufstellung der SS-20-Interkontinentalraketen seitens der Sowjetunion.)

Insgesamt hatte Silbermann knapp fünfzig Bücher verfasst, von denen die meisten gleich nach Veröffentlichung auf die Bestsellerliste gesprungen waren. Als der Lesergeschmack sich schließlich drehte und irgendwelche Weltläufigkeit und Schicksalsschwere simulierenden Räuberpistolen mit Mottenkugelgeruch aus der Mode kamen, als junge Autoren mit alltäglichen Geschichten über ihre Generation, vor allem aber Frauen mit ihrem witzigen Geschnatter die literarische Bühne betraten, da hängte der Großmeister des Klein-Moritz-aus-Hintertüpfingen-erklärt-uns-die-Welt-Genres die Schreiberei an den Nagel.

Was er übrigens so sehr bedauerte, wie man das plötzliche Verschwinden von Fußpilz bedauert. Denn Johannes Silbermann war vieles in seinem Leben gewesen, aber kein Literat. Jedenfalls hatte Arthur den Alten kein einziges Mal mit einem Buch in der Hand angetroffen. Mit Ausnahme eines eigenen bei den Fototerminen im Zuge der vielen Home-Stories für die Presse natürlich. Nein, der Alte war stets ein harter Arbeiter mit einer holzschnitthaften Fantasie gewesen, der den Mangel an intellektueller, philosophischer und stilistischer Schärfe dadurch wettgemacht hatte, dass er seine Schinken

mit einer saftigen Lovestory garnierte, mit einem Schuss Familiensaga und jeder Menge Mord- und Todschatz würzte, zum Schluss mit einer Verschwörungstheorie abschmeckte und sie dann fast ohne Schlaf und Essen innerhalb weniger Wochen in eine billige Schreibmaschine hämmerte. Aber wäre er durch eine andersgeartete Fügung des Schicksals in den Geflügelhandel geraten, hätte er mit Sicherheit ähnliche Erfolge verbucht. Allerdings musste selbst ein Feuilletonhörer fairerweise zugeben, dass sich Silbermanns grobmaschig gestrickten Elaborate bis zur letzten Zeile flüssiger und spannender lesen ließen als all die auf den Dichterolymp gelobhudelten Handkes, Walsers, Bernhards und wie sie alle hießen. Ein sogenanntes literarisches Erbe hatte der Alte der Nachwelt also nicht hinterlassen – der Großteil der Titel war inzwischen ohnehin nicht mehr lieferbar und wurde auch nicht mehr aufgelegt. Dafür jedoch hatte er ein *richtiges* Erbe hinterlassen – und zwar seinem einzigen Kind namens Arthur.

Arthur mochte den Alten im Plastik-Stehrahmen nicht mehr betrachten. Wenn man es genau nahm, hatte er sich bereits seit seinem zehnten Lebensjahr den Blickkontakt mit ihm abgewöhnt. Eigentlich konnte er ihm erst so richtig offen in die Augen schauen, nachdem er unter der Erde lag. Der heutige Tag eignete sich ohnehin schlecht für tiefsinnige Betrachtungen jeglicher Art. Es war Sonntag, und wie jeder Sonntag war auch dieser vollgespickt mit Terminen.

11 Uhr: Friedhof. Das Grab des Alten auffrischen, anschließend das von Fredy, seinem bereits bei der Geburt verstorbenen Zwillingbruder, im Abschnitt »Engelskin-

der«. Die Eisbegonien hatte er sich vortags im Pflanzen-
großmarkt im Zwölfer-Pack besorgt, das Stück für achtzig
Cent. Blumenkelle, Unkrautstecher, Kralle und Gießkanne
nicht vergessen. Früher wäre ihm schon beim Gedanken an
derlei Sonntagsaktivitäten das Frühstück hochgekommen.
Das Ganze hatte den spießigen Beigeschmack von Sonntags-
messen und tatterige Verwandte zum Sauerbraten besuchen.
Doch je älter er wurde, desto mehr fand er in solchen post-
familiären Ritualen etwas wie Trost, eine Art nachgeholtes
trautes Beisammensein unter seinesgleichen. Zum ersten
Mal empfand er eine gewisse Befriedigung darin, sich um
jemanden zu kümmern, auch wenn seine Schützlinge schon
längst tot waren.

12 Uhr 30: Jogi besuchen. Beim Eintritt in das Haus auf
Verwesungsgeruch achten. Wenn Verwesungsgeruch, unauf-
fällig verschwinden. Denn Tragödie hin, Tragödie her, wer
weiß, in welchen Schlamassel er hineingezogen würde, woll-
te die Polizei von ihm später erfahren, in welcher Beziehung
er zu dem Selbstmörder gestanden habe? Schließlich hortete
der Kerl mehr Drogen im Haus als ein afghanischer Clanfüh-
rer. Arthur hätte dann antworten müssen, dass Jogi lediglich
ein alter Freund gewesen sei. Das hätten die Polizisten aber
missverstanden, weil er ja mit »alter« nicht »von Jugend an
bis in die Gegenwart«, sondern eher »ehemaliger« gemeint
hätte, genauer »ein ehemaliger Freund, mit dem ich eigent-
lich nichts zu tun habe und den ich nur sporadisch besuche,
wenn überhaupt, also im Grunde« ... es war kompliziert. Na
ja, vielleicht lebte Jogi ja noch. Bestimmt sogar.

13 Uhr 30: Mittagessen wie jeden Tag im >Mamma Mia!<.

dem einzigen Italiener in Hinrich. Der Chef des Ladens hieß Mahmud Özbek, was eher türkisch klang, und auch die zwei Kellner waren Türken. Des Rätsels Lösung: Mahmud, der mit seinem stets kohlschwarz gefärbten Schnäuzer wie Ali Babas vierzigster Räuber aussah, hatte es zunächst mit türkischer Küche versucht, die jedoch von einem 9000-Einwohner-Städtchen mit einem Aldi, einem Netto, einem Lidl, einem Rewe, einem Kik und einem Schützenverein mit teilweise gepiercten und tätowierten Mitgliedern (einige sogar am Hals) nicht gerade mit Begeisterung angenommen worden war. Also hatte er über Nacht auf Italiener umgesattelt. Wie er das angestellt hatte, barg ein weiteres Rätsel. Interessant war jedenfalls das kulinarische Resultat. Abgesehen von der Qualität, die war jedes Mal von der Tagesform des Kochs abhängig, erinnerte Mahmuds Experiment irgendwie an die Gesangsdarbietungen in »Deutschland sucht den Superstar«. Man erkannte zwar die ursprüngliche italienische Melodie, bloß kam sie mit solch orientalischem Schwulst daher, dass aus »Azzurro« sozusagen »Ahhaiazzuioor-rooo« wurde. Kurz, bei dem Zeug, das man im »Mamma Mia!« aufgetischt bekam, handelte es sich um eine reichlich gewagte türkische Interpretation der italienischen Küche. Es gab in Hinrich noch drei weitere Restaurants: den »Herrenhof«, kompromisslose deutschbürgerliche Küche, also Jägerschnitzel; das »Sammelbecken«, eine bessere Würstchenbude mit Kartoffelsalat aus dem Plastikeimer; und das »Grillparadies«, *nomen est omen*. Da bevorzugte Arthur lieber Mahmuds Interpretationskünste.

14 Uhr 30: auf einen Kaffee zu »Umberto's«. Umberto

hieß in Wirklichkeit Cem Şimşek, war also ebenfalls Türke. Da jedoch Türken von Kaffee wirklich etwas verstanden, und die Brühe sowieso aus der Maschine kam, spielte der Italien-Fake in diesem Falle keine Rolle. Aber wo waren all die echten Italiener hin? Sie waren verschwunden und hatten nur ihre Namen, nonchalanten Sprüche, ihren komischen Akzent im Repertoire deutscher Komiker und das mediterrane Klischee ihrer selbst hinterlassen. Und das völlig kostenlos. Mehr als auf das ›Mamma Mia!‹ war Arthur auf das ›Umberto's‹ angewiesen. Er hatte lange gebraucht, um sich das ganz ungeschminkt einzugestehen. Seit seinem Zuzug in diese ländliche Gegend lief er von Tag zu Tag mehr Gefahr, sich in einen Eremiten zu verwandeln. Im ersten halben Jahr war er sich wie in einer Freilicht-Isolationshaftzelle vorgekommen. Den Begriff »soziale Kontakte« hatte er früher für eine Worthülse gehalten, wodurch etwas, das ihm so selbstverständlich erschienen war, eine pseudowissenschaftliche Weihe erhielt. Doch inzwischen verstand er den Begriff in seiner ganzen Tragweite. Freilich ging bei ›Umberto's‹ auch nicht gerade die Post ab. Aber um die Nachmittagszeit versammelten sich dort immer die gleichen vertrauten Gesichter. Nicht dass Arthur mit diesen Gestalten hätte Freundschaft schließen wollen oder, Gott bewahre, sie zu sich nach Hause einladen. Dafür waren sie zu sehr ... wie er selbst. Aber etwas täglichen Smalltalk brauchte der Mensch nun einmal, und sei es auch mit Leuten, mit denen man unter anderen Umständen nichts hätte anfangen können. Das angeborene menschliche Mitteilungsbedürfnis erforderte seinen Tribut. Man wollte und musste unbedingt irgendeinen Blödsinn

aus seinem Alltag oder den Medien kommentieren, seinen vermeintlichen Lebenserfahrungsschatz zum Besten geben oder nur einen Witz, den man irgendwo aufgeschnappt hatte. Doch hauptsächlich ging es wohl darum, dabei das Gegenüber zu betrachten, es einzuschätzen, sich Gedanken um ihn zu machen, sich mit ihm zu vergleichen, ja, durch ihn zu sich selbst zu kommen. Oder anders ausgedrückt: Arthur erging es mit seiner Einsamkeit mittlerweile wie jemandem, den fast unmerklich eine heimtückische Lähmung beschleicht. Erst die Zehen, dann die Füße und dann immer weiter aufwärts. Wenn nicht bald eine Frau in sein Leben trat, würde er irgendwann erst versteinern und danach einfach zerbröseln.

15 Uhr 30: ein paar Runden im Tiller-See schwimmen. Es war Juli, und schon seit zwei Wochen herrschte eine Hitzewelle. Die Wetterfrösche im Fernsehen sahen immer noch kein Ende des Traumsommers und faselten mit todernten Gesichtern irgendwas von Klimakatastrophe. Das war typisch, immer wenn in Deutschland für ein paar Tage die Sonne schien, drohte das Ende der Welt. Bei fünfundzwanzig Grad wurden schon Tipps zur Vermeidung von Kreislaufkollaps verbreitet, bei achtundzwanzig Grad wurde bundesweit der größtmögliche Sonnenbrand-Alarm ausgerufen, weil »Die Haut vergisst nie!«, und bei zweiunddreißig Grad stand das ganze Land vor dem endgültigen Ruin: Dürreschäden in Milliardenhöhe in der Landwirtschaft. Dabei hatten alle vergessen, dass sie bis Ende April die Sonne kein einziges Mal zu sehen bekommen hatten.

Sein Alter hatte ihn als Kind immer zum Tiller-See mitgenommen. Johannes Silbermann hatte nie Urlaub im Aus-

land gemacht, obwohl er schon die ganze Welt bereist hatte. Allerdings immer nur zu Recherchezwecken. Für ihn waren Worte wie Heimat und Heimatliebe weder etwas Reaktionäres noch etwas Gestriges gewesen. Im Gegenteil, sein Geburtsort, diese Gegend hier, diente ihm als Kraftquelle. Deshalb hatte er auch schon in den Sechzigern das Haus in Eulenloch errichten lassen, etwa zehn Kilometer von Hinrich entfernt, worin jetzt Arthur völlig einsam wohnte. Damals galt die ein wenig erhöht liegende Bude noch als Villa, jedenfalls wurde sie bei Pressekampagnen anlässlich neuer Bucherscheinungen stets als solche verkauft. »Das Schaffensdomizil des berühmten Autors blablabla...« In Wahrheit handelte es sich um einen stinknormalen, vielleicht etwas großzügigeren Sechzigerjahre-Bau mit Eleganz und Luxus vorspiegelnden Kinkerlitzchen wie einer elektrisch ausfahrbaren Markise und dickbäuchigen Amphoren aus Griechenland an jedem Eingang. Unnötig viele, dafür kleine Zimmer, niedrige Decken, hinten ein weiträumiger Garten und vorne ein aus Basaltsteinen zusammengefügtter Aufgang, der wohl eine königliche Freitreppe darstellen sollte. Silbermann hatte hier nur den Sommer verbracht, gelegentlich das Söhnchen zu sich geholt und ihm neben dem Schwimmen im Tiller-See auch solche überlebenswichtigen Dinge gelehrt wie den Kopf eines Hasen mit einem handelsüblichen Hammer zu zertrümmern, ihm die Haut abzuziehen, ein paar Stunden an der Teppichstange abzuhängen und dann am Abend am Lagerfeuer zu grillen.

Am Tiller-See hatte sich seit jenen Tagen einiges getan. Die Gemeinde hatte am Ufer Umkleidekabinen und Du-

schen aufstellen lassen, und auch eine kleine Frittenbude hatte sich dazugesellt. Betrieben natürlich von einem Türken. Badehose, Duschgel und frische Anzihsachen nicht vergessen. Auf den ersten Blick schien es keine so fabelhafte Idee, ausgerechnet heute den Badefreuden zu frönen. Denn gewöhnlich versammelte sich dort am Sonntag die gesamte Landjugend, darunter auch jede Menge junger Frauen in farbenfrohen Bikinis, deren bloßer Anblick Arthur ob der darauf zwangsläufig folgenden Onanierorgie in der Nacht in die Verzweiflung trieb. Doch glaubte er diesem Schreckensszenario mit dem nächsten Termin Abhilfe zu schaffen.

17 Uhr 30: Michelle besuchen. Man konnte Michelle natürlich nicht einfach so besuchen, man musste dafür zahlen. Arthur ließ statt der verlangten achtzig stets hundertzwanzig Euro springen. »Damit's gemütlicher wird« war sein mondänes Motto. In Wahrheit hieß Michelle auch nicht Michelle, sondern vielleicht Swetlana oder Natalia oder wie die aus der Ukraine importierten Mädels sonst alle hießen. Der wöchentliche Besuch bei Michelle fand jeden Sonntag im »Bienenstich« statt, einem Etablissement etwas außerhalb von Hinrich. Außer einem großen roten Neonherz über der Eingangstür deutete nichts an dem völlig unauffälligen Zweckbau mit Flachdach inmitten von Wiesen und Feldern auf die darin betriebene geschlechtliche Notversorgung von einsamen Arthurs hin. Er mochte Michelle wegen ihres hübschen Gesichts, das tatsächlich ein wenig dem von Michelle Pfeiffer in jungen Jahren glich, wegen ihres Silberblicks, wegen der zwischen braun und rot changierenden langen Haare und der umwerfenden Figur. Aber nicht nur das, ihm

gefiel insbesondere ihre natürliche Art. Die meisten Nutten hatten sich zu viele Pornos reingezogen und versuchten in ihrer Geldgier, die Freier mit den darin geblödelten Obszönitäten und groteskem Gestöhne in Stimmung zu bringen. Michelle nicht. Bei ihr hatte er stets das Gefühl, als sei sie eine Gelegenheitsfreundin. Sie erkundigte sich ernsthaft nach seinem Befinden, jedenfalls klang es ernsthaft, redete mit starkem russischem Akzent über dies und das, machte zwischendurch einen Scherz und vermittelte überhaupt den Eindruck, als unterscheide sich *die Situation* kaum von der, die sich auch zwischen einem normalen Paar hätte abspielen können. Gewiss, der Sex war nicht so normal, er wusste ja, dass sie es der Kohle wegen tat. Aber es kam normalem Sex sehr nahe. Für dreißig Minuten.

Er hatte sich ein bisschen in Michelle verliebt, soweit man sich in eine Professionelle überhaupt verlieben konnte. Deshalb ließ er gelegentlich seiner Fantasie freien Lauf: Beim nächsten Mal würde er sie fragen, ob sie ihn heiraten wolle. Sie würde einen Freudenschrei ausstoßen, ihn umarmen und küssen und den Antrag unter tränenreichen Dankesbekundungen annehmen. Danach würde sie ihre Vergangenheit abstreifen wie eine falsche Haut, und sie beide würden eine Familie gründen und mit ihren vielen Kindern in Eulenloch glücklich bis ans Ende ihrer Tage leben. Allerdings, und hier verdüsterte sich der Traum und bekam hässliche Flecken, würde er ständig daran denken müssen, dass sie es früher für Geld getan hatte und das auch jederzeit wieder tun konnte, wenn der Hausseggen mal schief hing. Ein ewiges Damoklesschwert quasi. Außerdem würde sie ganz flott herausbekom-

men, dass er nicht wie andere Männer zur Arbeit ging, überhaupt keiner Arbeit nachging, sondern vom hinterlassenen Vermögen des Alten lebte. Sie würde ihn daraufhin so lange nerven, bis er ihr verraten müsste, wie viel ...

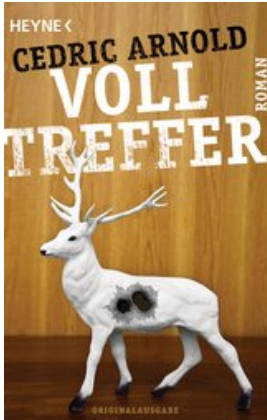
Vor zwei Monaten war es zu einer Begebenheit gekommen, welche selbst unter diese dämliche Fantasie einen Schlusstrich gesetzt hatte. Er war zu Fuß zum »Mamma Mia!« unterwegs gewesen, als aus einer Seitengasse plötzlich Michelle auftauchte. Sie sah völlig verändert aus, was eigentlich logisch war, denn sie trug weder das vertraute türkisblaue Korsett mit Strapsen noch das übliche starke Make-up. Sie war völlig ungeschminkt und spazierte ihm in einem unauffälligen dunklen Kleid auf dem Bürgersteig geradewegs entgegen. Seine Augen hatten ihn selbst in dem flirrig diffusen Pufflicht nicht getrogen: Michelle wirkte auch bei Tageslicht und ohne die obligatorische Nuttenuniform wie eine Schaumgeborene des Ostens; die drallen Brüste, die perfekte Wespentaille, die langen Beine und schließlich das zarte Gesicht mit den stets wie verschlafenen aussehenden Augen verliehen ihr etwas von einer Heiligen, die nur vom Himmel herabgestiegen war, um der schmerzdurchdrungenen Männerwelt Linderung zu verschaffen. Da er sozusagen ein alter Bekannter war, machte er schon von der Ferne Anstalten, sie zu begrüßen. Etwas merkwürdig fand er es schon, dass sie stur einige Zentimeter an seinem Kopf vorbeischaute. Als sie dann aufeinandertrafen, legte er los mit: »Hallo! Das ist aber schön, dich ...« Aber sie ging wie ferngesteuert und ohne ihn auch nur mit einem Blick zu streifen an ihm vorüber und ließ ihn beschämt und betrübt auf dem Bürgersteig zurück.

Am folgenden Sonntag im »Bienenstich« war Michelle mit keinem Wort auf die peinliche Begegnung eingegangen, und auch Arthur hatte sich nicht getraut, sie zur Sprache zu bringen. Sie waren einfach zur Tagesordnung übergegangen oder besser gesagt, zum einzigen Ordnungspunkt.

19 Uhr: Zurück nach Hause, einen kleinen Happen essen und dann ran an die Arbeit. Ja klar arbeitete er. Das heißt, er stand erst am Anfang der Arbeit. Er neigte dazu, der Theorie Glauben zu schenken, dass Talent sich genetisch vererbte. Deshalb hatte er vor einiger Zeit beschlossen, wie sein Vater Schriftsteller zu werden. Etwas spät, aber nicht zu spät. Deshalb setzte er sich jeden Abend hin und schrieb. Er war schon auf Seite eins des Manuskripts. Einen Verlag zu finden, würde bei seinem Namen sicherlich keine Probleme bereiten. Außerdem hatte er früher durch die Vermittlung des Alten bei mehreren Verlagen Praktika absolviert und kannte sich in der Branche bestens aus. Die Story sollte von einem Mann handeln, der in der Provinz residiert und sich Gedanken macht, warum es selbst in der Provinz inzwischen so viele Türken gibt oder ob bei Schützenvereinen klammheimlich eine neue Bestimmung in Kraft getreten ist, wonach auch Gepiercte und Tätowierte aufgenommen werden müssen. Da plötzlich greift spektakulär das Schicksal ein. Er lernt die junge Bürgermeisterin des kleinen Ortes kennen. Sie heißt Michelle – jetzt nur mal so als Hausnummer –, und eine schwindelerregend heiße Affäre nimmt ihren Lauf. Die Sexszenen sollten an Anschaulichkeit und Raffinesse alles bis jetzt Dagewesene übertreffen. Nach »Feuchtgebiete« und dergleichen mussten sich doch die Verlage nach solchen Dar-

stellungen geradezu die Finger lecken. Also, die beiden lieben sich Tag und Nacht, sie hören gar nicht mehr auf damit, bis dann wieder eine vollkommen unerwartete Wendung eintritt: Sie bekommt Brustkrebs! Oder er Hodenkrebs. Oder gleich beide bekommen irgend so einen ekelhaften Krebs. Bei Verlagen war Krebs *der* Renner. Jeder verfasste heutzutage ein Krebsbuch und schaffte es im Handumdrehen auf die Bestsellerliste. Der Krebs meiner Mutter, der Krebs meines Schwagers, der Krebs meines Hundes und, und, und. Selbst Leute, die derart übel krebskrank waren, dass sie keinen Griffel mehr halten konnten, schrieben noch schnell über ihren Krebs, bevor sie mit einem seligen Lächeln darüber, dass sie den Gipfel der Charts erklommen hatten, ins Gras bissen. Bis dahin hatte er den Stoff komplett im Kopf, der Rest würde sich nach der ersten Phase des Sich-warm-Schreibens von selbst erzählen. Er hatte auf dem Computer bereits den ersten Satz getippt – und wieder gelöscht, weil er ihm nicht gefallen hatte. Eigentlich hatte er diesen Vorgang in den letzten Monaten ständig wiederholt. Aber gerade eben war ihm eine grandiose Idee für den Einstieg eingefallen, und heute Abend würde es sicherlich ...

Arthur stieg aus dem Bett und betrachtete sich im Schrankspiegel. Was er sich da im Geiste für den Sonntag zusammennotiert hatte, war natürlich totaler Quatsch. All diese Tätigkeiten hätte er auch an irgendeinem x-beliebigen Tag erledigen können. Was er ja auch tat. Denn im Gegensatz zu anderen *Autoren* stand er weder unter Leistungs- noch unter finanziellem Druck. Er war ein freier Mensch im wahrsten Sinne des Wortes. Doch im Grunde war es einfach nicht



Cedric Arnold

Volltreffer

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43558-2

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Von einem, der auszog, sein Leben zu retten

Jahrelang stand Arthur im Schatten seines vermögenden Vaters. Jetzt ist der Alte tot und Arthur steinreich. Arthur genießt sein Dolce Vita, wenn ihn nur nicht immer wieder die Langeweile packte. Doch dann zieht die attraktive Susi ins Nachbarhaus, und Arthur mutiert zum liebeskranken Gockel. Was aber will so eine Granate mit einem Mann, Typ Versicherungsvertreter? Ehe Arthur sich's versieht, ist er mittendrin in einem Schlamassel, der einmal sein geruhames Leben war und jetzt einem filmreifen Kriminalfall gleicht.